

Wehrmachtsdeserteure - traumatisiert, beschimpft und gedemütigt

30.000 Todesurteile, 20.000 Hinrichtungen - an den Wehrmachts-Deserteuren verübten Militärgerichte die blutigste juristische Verfolgung der deutschen Geschichte. Wer KZ, Zuchthaus oder Strafbataillon überlebte, war für den Rest des Lebens gezeichnet. Beschimpft, traumatisiert und gedemütigt, starben Tausende, ohne ihre Würde wiedererlangt zu haben. Wehrmachtsdeserteure galten bis Mai 2002 als vorbestraft. Auch Ludwig Baumann, 83. Er saß in der Todeszelle, entging seiner Hinrichtung – aber nicht der Krankheit, die vom Krieg kommt. 60 Jahre nach Kriegsende kämpft der alte Mann weiter um Gerechtigkeit für sich und eine Handvoll noch lebender Leidensgefährten.

Die Not verfolgt ihn bis in seine Träume. Auch heute noch. Wie er in der Todeszelle auf seine letzte Stunde wartet, Tag und Nacht mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt. Wie sie ihn bei den Verhören blutig schlagen, ihm einen Sack über den Kopf stülpen. Und immer wieder träumt er das, was nicht eingetreten ist: Wie sich Schritte nähern, jemand die Zellentür öffnet und er zur Hinrichtung geführt wird. „Jeden Morgen denkst du, jetzt holen sie dich!“ Zehn Monate lang. „Das macht fürs Leben krank.“

Ludwig Baumann hockt in der Küche seiner kleinen Bremer Wohnung - ein zierlicher, weißhaariger Mann mit einem freundlichen, jungen Gesicht, das allenfalls lächelt, aber nie herzlich lacht. Kaum Falten, kaum Verwerfungen, die Lebensspuren müssen sich im Innern eingekerbt haben. Die sanfte Stimme wirkt merkwürdig unterkühlt, fast unbeteiligt. Sie legt sich wie ein Schutzschirm um seine empfindsame Seele, wenn er leise und gestenarm von den traumatischen Erlebnissen im Kriegswehrmachtgefängnis Bordeaux erzählt.

Dreihundert letzte Tage in einer Todeszelle, wie erträgt man das? Baumann weiß es nicht mehr, hat vieles verdrängt, bis auf einen tropfenden Wasserhahn. Wenn du morgens tot bist, dachte er, tropft der weiter.

Elf Jahre alt ist Ludwig Baumann, als der Schatten des Nationalsozialismus die Weimarer Republik verdunkelt. Sein Vater, eines von elf Kindern eines Gutsarbeiters aus Sachsen-Anhalt, war aus ärmlichsten Verhältnissen in Hamburg zum Tabakgroßhändler aufgestiegen. Der ehrgeizige Kaufmann Otto Baumann wünscht sich einen Sohn nach seinem Ebenbilde: Einen

durchsetzungsfähigen, strebsamen Burschen, der es zu etwas bringt. Doch der scheinbar dickfellige Junge wird dem Idealbild nicht gerecht. Er gilt in der Schule als schwer von Kapee, leistet sich viel zu viele Fehler in den Diktaten. Schwester Gertrud bringt regelmäßig Einsen ins Haus.

„Waschlappen!“ traktiert ihn der Vater. „Wärsst du bloß ein Mädchen geworden!“ Das hat den Jungen gekränkt. Wer wusste schon etwas über Legasthenie in den Zwanziger Jahren?

Der allmächtige Vater, gebieterisch und aufbrausend, überlässt die Prügelstrafen stets der „liebvollen und romantisch veranlagten Mutti“. Die Züchtigungen gehen Thea nahe, aber sie erfüllt in Demut die Forderung ihres Mannes. „Ludwig, hol’ den Stock vom Schrank!“

Otto Baumann war kein Unmensch. „Papa hat mich beim Wandern huckepack genommen und mit mir fröhliche Lieder gesungen!“ Doch nachts beschleicht den Jungen immer wieder dieser Traum: „Die Tür geht auf, und eine schwarze Gestalt tritt ein, eine Gestalt ohne Gesicht.“ Es ist der augenlose Vater, der ihn in den Arm nimmt. „Ich hatte furchtbare Angst vor ihm.“ Um ihm zu imponieren, wünscht sich der Junge zu Weihnachten ein Luftgewehr. Er schießt auf Vögel, die in den Kirschen picken. Der Vater nickt jedes Mal anerkennend, wenn ein Spatz vom Ast fällt. Der Sohn hat es gehasst.

Mit 14 beginnt Ludwig eine Maurerlehre. Sein Meister ist ein glühender Hitlerverehrer. Mit 15, als Ludwig seine Mutter am meisten gebraucht hätte, verliert er sie durch einen Verkehrsunfall. Der Schock lässt ihn tagelang wie irre kichern. Über Nacht verändert sich der artige Junge schlagartig. Er rebelliert nicht nur gegen seinen Vater, er widersetzt sich allen, die an ihn Forderungen stellen. Die Hitlerjugend bedrängt ihn massiv, sich ihr anzuschließen, doch Ludwig Baumann widersteht.

Kurz nach Kriegsbeginn, mit 19, holt ihn die Marine. Der Jüngling zieht nicht gerade mit Begeisterung ins Feld. Er ist nicht aus dem Holz, aus dem Soldaten geschnitzt sind. Er weigert sich, seinen Vorgesetzten die Stiefel zu putzen. Sie rächen sich mit Wacheschieben und brutalem Strafexerzieren. Rekrut Baumann muss robben, robben, robben. Er wird zu einer Hafenkompagnie in Bordeaux abkommandiert. Ein ziemlich wüster Haufen sei das gewesen, „aber alles gute Kumpel“.

Im Frühjahr 1942 will der Marinegefreite Baumann türmen. Todesängste muss er im Dienst nicht ausstehen. Er bewacht nur Beutegut, bekommt jeden Tag einen Liter Wein, so, wie Zimmerleute Bier kriegen. Aber er will nicht mehr. Die Bilder der Wochenschau verfolgen ihn – „der Winterkrieg in Russland, die Millionen Soldaten, die bei minus 40 Grad frieren, die

hungernden Gefangenen, die Wollsachen-Sammlung für die deutschen Krieger“. Lange hat Baumann über die Motive seiner Fahnenflucht nachgedacht. Sie war eine spontane, vielleicht sogar unbedachte Entscheidung, vermutet er heute. Doch sie entsprang sicher auch seiner Widerständigkeit, bereit zu sein, die ganze Existenz gegen den Krieg ins Spiel zu bringen – bis jetzt.

Nachts geht es los: Baumann knackt mit einem Freund die Waffenkammer. Sie lassen Pistolen und Munition mitgehen. Französische Hafendarbeiter warten mit ihrem kleinen Lieferwagen um die Ecke, geben ihnen Zivilzeug und Adressen. Im Morgengrauen wollen die beiden Deutschen die innerfranzösische Demarkationslinie überqueren, rüber ins unbesetzte Vichy-Frankreich, von dort nach Marokko und weiter nach Amerika. Dort winkt ihnen die Freiheit – hoffen sie.

Mitten in den Weinbergen werden sie abgesetzt. Nur noch ein paar Meter zu Fuß – da laufen sie einer deutschen Zollstreife direkt in die Arme. Sie müssen mit zur Wache. Wenn jetzt herauskommt, dass sie keine Franzosen sind, ist alles aus. Baumann muss die Streife erschießen, sofort. Er umklammert seine entsicherte Pistole in der Hosentasche, er schafft es nicht abzudrücken. Das ging nur bei Spatzen.

Auf der Wache fliegt alles auf. Was ihnen blüht, ist klar. Bald würde sie kalte, geschaufelte Erde bedecken. „Der Soldat kann sterben, der Deserteur muss sterben!“ hatte Hitler verfügt. Baumann weigert sich, die Namen der französischen Fluchthelfer preiszugeben. Er wird gefoltert. Am 9. April 1942 fällt ein Marinegericht in Bordeaux das Todesurteil: „Die Flucht vor der Fahne ist und bleibt das schimpflichste Verbrechen, das der deutsche Soldat begehen kann.“ Die Verhandlung dauert nur 40 Minuten.

Sieben Wochen später wird die Strafe in zwölf Jahre Zuchthaus umgewandelt. Den Gnadenakt verdankt Baumann seinem Vater: Ein Geschäftspartner des Großkaufmanns hatte Verbindungen zu Großadmiral Raeder. Erst acht Monate später erfährt der Todeskandidat, täglich auf seine letzte Stunde wartend, von seiner Begnadigung. I

n Hamburg schreckt jeden Morgen ein verzweifelter Vater beim Klingeln des Briefträgers auf. Warum hört er nichts von seinem Sohn? Ist Ludwig doch hingerichtet worden?

Nach mehreren KZ-Stationen landen Baumann und sein Freund im Wehrmachtsgefängnis Torgau. Immer wieder wird er Zeuge von Hinrichtungen. Er muss in den Arbeitsanzug eines erschossenen Kameraden schlüpfen. „Vorne ein Flicker, hinten ein Flicker.“

Kaum sind Diphterie und Lähmungen überstanden, findet sich Baumann mit seinem Kumpel im Strafbataillon 500 wieder. Ein Todeskommando an der

zusammenbrechenden Ostfront. Kaum einer überlebt, auch Baumanns Freund nicht. Er selber wird 1944 in der Ukraine verwundet.

Brustdurchschuss, knapp vorbei am Herzen.

Weihnachten 1945 kehrt Ludwig Baumann nach Hamburg zurück. Der Vater ist nicht in der Lage, den Sohn in den Arm nehmen. Ein Nazi ist Otto Baumann nie gewesen, ein Patriot schon. Desertion empfindet er als Schande. Magengeschwüre plagen ihn, 1947 stirbt er. Der Sohn fühlt sich schuldig: „Vater ist an Kummer gestorben.“

Mit dem Leben kommt Ludwig Baumann nun nicht mehr zurecht. Nur Verachtung schlägt ihm entgegen. Er wird als Feigling, Drecksack und Vaterlandsverräter beschimpft. Er versucht, das Grauen in der Todeszelle und an der Front zu verdrängen. Er trinkt sich mit anderen Gebrochenen durch die Nachkriegszeit, versäuft das Erbe des Vaters, Grundstücke, Häuser, Millionenwerte.

Tagsüber arbeitet Baumann als Gardinen-Vertreter. Dabei lernt er in Bremen seine Frau kennen. Sein Mantel hängt zum Ausdünsten auf dem Balkon, er riecht nach Kneipe. Bei der Geburt des sechsten Kindes verblutet seine Frau. Erst jetzt lässt er von der Flasche. Baumann war nie Alkoholiker, er war kriegskrank. Er krepelt sein Leben um, schafft es, seine Kinder allein aufzuziehen, erspart ihnen ein Heim.

In den 80er Jahren bekommt Ludwig Baumann Kontakt zur Friedensbewegung. Im Herbst 1990 gründet er die „Bundesvereinigung Opfer der Militärjustiz e. V.“. Zur ersten Versammlung erscheinen 37 alte Männer, die meisten arm und gebrechlich. Sie wissen, viel Zeit bleibt ihnen nicht. Die Deserteure werden zu einem öffentlichen Thema. Ludwig Baumann, ihr Vorsitzender, zwingt den Bundestag, sich ihrer Sache anzunehmen. Er schreibt Briefe über Briefe an Ministerien und Behörden, hält Vorträge an Schulen, unterstützt Ausstellungen, besucht Podiumsdiskussionen und Gedenkveranstaltungen.

Nicht selten schlägt ihm Hass entgegen: „Seien Sie versichert, Volksschädling Baumann, dass Sie für alles alsbald sich vor dem Reichskriegsgericht in Berlin zu verantworten haben. Nehmen Sie vorher Zyankali...Oberstleutnant Alois G.“

1995 wird Ludwig Baumann für den Friedensnobelpreis nominiert, später mit dem Sieveshäuser und dem (alternativen) Aachener Friedenspreis dekoriert. Das Bundesverdienstkreuz hat er abgelehnt. „Es ist in Bremen gute Sitte, keine Orden anzunehmen.“

Heute zählt die Bundesvereinigung höchstens noch 25 Mitglieder. Wie viele genau, kann Baumann nicht sagen. Ständig kommen Briefe als unzustellbar zurück. „Ich bin der einzige, der noch munter ist.“ Sein Kampf geht weiter:

Nachdem die Deserteure rehabilitiert wurden, sollen sie jetzt vor dem Tod durch Vergessen gerettet werden. Baumann fordert eine Wanderausstellung und eine Stätte würdigen Gedenkens. Doch Deserteure haben keine Lobby. „Wir sind die einzige große Opfergruppe der NS-Verfolgung, für die es kein offizielles Gedenken gibt.“

Die letzten 15 Jahre, sagt Baumann, habe er dennoch ein erfülltes Leben gehabt. Durch seine Kinder, durch seine Freundin, zehn Jahre jünger als er. „Sie ist so fröhlich.“

Thomas Olivier

© Olivier 2005